

General-Anzeiger

Bergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Eibfeld

Bergisch-Märkische
Zeitung

Nr. 228 — 56. Jahrgang

Dienstag 29. September 1942

Einzelpreis 15 Pfg.

Zäh verteidigte Bergstellungen genommen

Neue Erfolge im Kaukasus und am Terek - Einbruch in das nördliche Stadtgebiet Stalingrads

Die aus dem Führerhauptquartier, 29. September. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Kaukasus und südlich des Terek nahmen deutsche Truppen in schwerem Kampf, bewaldetem Berggelände hart ausgebaute und zahlreich verteidigte feindliche Stellungen. Die Luftwaffe bombardierte das Hafengebiet von Tuapse und beschädigte im Schwarzen Meer zwei Schiffe mittlerer Größe.

Im Kampf um Stalingrad führte am gestrigen Tage der Angriff in erbitterten Kämpfen nunmehr auch zum Einbruch in das nördliche Stadtgebiet. Vergeblich setzte der Feind seine Entlastungsangriffe von Norden her fort. An der Nordfront führten ungarische Truppen ein örtliches Angriffsunternehmen erfolgreich durch.

Schwache feindliche Angriffe im mittleren Frontabschnitt wurden abgewiesen.

Im nördlichen Frontabschnitt wurden bei einem eigenen Angriff von Truppen des Heeres und der Luftwaffe zahlreiche feindliche Kampfstellungen vernichtet und dem Feind hohe blutige Verluste zugefügt. Vertikale Angriffe des Feindes scheiterten.

Das Stadt- und Hafengebiet von Archangelsk wurde in der vergangenen Nacht mit Bomben angegriffen. Es entstanden ausgedehnte Brände.

Deutsche Kampfflugzeuge erzielten bei Tagesangriffen im Tiefflug Bombentreffer in kriegswichtigen Anlagen mehrerer Orte Südostenglands. Schwere Great Harbours wurde ein Frachtschiff durch Bombenwurf schwer beschädigt.

Die Fortschritte in Stalingrad

Berlin, 29. September. Bei den Kämpfen im Stadtgebiet von Stalingrad machten die deutschen Truppen am 27. September trotz heftigsten feindlichen Widerstands überall weitere Fortschritte. Während sich der Angriff des deutschen Heeres und der Luftwaffe, wie der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht bekanntgab, nunmehr gegen den Nordteil der Stadt mit seinen zahlreichen Rüstungswerken richtete, wurden die gewonnenen Stadtteile in harten Einzelkämpfen von den letzten feindlichen Kampfgruppen gesäubert. Mehrere Widerstandsnester, die durch unterirdische Gänge miteinander verbunden und befestigungsartig ausgebaut waren, wurden geräumt.

Durch das schnelle Anwachsen der Stadt in den letzten Jahren entstanden innerhalb des Stadtbezirks zahlreiche brachliegende Flächen. Bei der Überwindung eines solchen unbebauten Geländestreifens zeichnete sich ein Zugführer mit zwei Infanteriegruppen durch besondere Schnelligkeit aus. Unter dem Feuerdruck von zwei Maschinengewehren brach er überraschend in die linke Flanke einer feindlichen Batteriestellung ein. Seinen Erfolg ausnützend, stieß der Zugführer weiter in die feindlichen Stellungen hinein und rollte sie in erbittertem Handgranatenkampf auf. Hierbei setzte er vier Maschinengewehre und sieben Geschütze außer Gefecht und machte zahlreiche Gefangene.

Nördlich der Stadt versuchten die Bolschewisten durch erneute Angriffe gegen die deutschen Ringstellungen ihren in der Stadt schwer bedrängten Truppen Entlastung zu bringen. Im Zusammenwirken mit der Luftwaffe wurden alle Angriffe abgewiesen. Bei diesen Kämpfen vernichtete ein deutscher Flaktrupp auf der Wolga durch 15 Volltreffer eine 160 Meter lange und 20 Meter breite Motorfähre. Auch andere im Erdkampf eingesetzte Flaktruppen bewährten sich bei den Angriffs- und Abwehrkämpfen der Infanteristen und Pioniere und schossen 5 bolschewistische Panzerkampfwagen ab.

Der Schwerpunkt der Luftwaffe, deutscher Kampf- und Sturzkampfflugzeuge, lag im Nordteil von Stalingrad auf den feinstufigen ausgebauten Häuserblöcken am Wolga-Ufer und entlang der Bahntrasse. Schlacht- und Zerstörerflugzeuge lösten sich vom Morgen bis in die späten Abendstunden in Tieffanflügen gegen feindliche Kolonnen ab. Vergeblich versuchten bolschewistische Schlacht- und Zerstörer, die deutschen Kampfflugzeuge von ihren Zielen abzuhalten. Deutsche, rumänische und kroatische Jäger schossen als Beleg für die Kampfkraft der deutschen Kampfflugzeuge von ihren Zielen ab. Hier vierzehn feindliche Flugzeuge ab. Vier bolschewistische Flugzeuge wurden von Flakartillerie vernichtet.

An den übrigen Abschnitten

Die Angriffs- und Abwehrkämpfe der deutschen Truppen im mittleren und nördlichen Abschnitt führten am 29. September zu örtlichen Erfolgen. Der Schwerpunkt der Kämpfe im mittleren Frontabschnitt lag nach den beim Oberkommando der Wehrmacht vorliegenden Meldungen bei Rischew, wo Verbände des Heeres und der Waffen-SS gegen zähen Widerstand der Bolschewisten mehrere feindliche Stützpunkte und aus-

gebaute Stellungen nahmen. Im Nachstoß gegen die zurückweichenden Bolschewisten vernichteten die vordringenden deutschen Infanteristen einige Langrohrgeschütze mit ihren Zugmaschinen. An anderer Stelle des Frontabschnittes von Rischew brachen Angriffe des Feindes in harten Kämpfen zusammen. Erneute Angriffsvorbereitungen wurden rechtzeitig erkannt und durch Artilleriefeuer und Bomben deutscher Kampfflugzeuge zertrümmert.

Im nördlichen Abschnitt erneuerten die Bolschewisten im Ilmenseegebiet am 27. September ihre vergeblichen Vorstöße, die durch heftiges Feuer aller Waffen vorbereitet und durch Schlachtflugzeuge unterstützt wurden. In zwei Stunden erschöpfte sich jedoch die Kraft aller Vorstöße des Feindes. Andere feindliche Bereitstellungen wurden durch Artilleriefeuer wirksam bekämpft. Auch südlich des Ilmenseees scheiterten feindliche Vorstöße. In den übrigen Frontabschnitten der Ostfront entwickelten sich nur örtliche Kämpfe, in denen sich das Heldentum der deutschen Infanterie immer wieder bewährt. So wurden vor einigen Tagen die Stellungen eines ostpreussischen Infanterie-Bataillons an der Wolchow-Front nach schwerer Artillerievorbereitung von starken Infanterie- und Panzertruppen angegriffen. Nicht weniger als 32 mal versuchte der Feind in die deutschen Stellungen einzudringen, aber die Infanteristen und Pioniere gaben keinen Fußbreit Boden preis. Verwundete blieben an ihren Gewehren. Verschnittene gruben, saum das sie von den Trümmern ihrer von Granaten getroffenen Kampfstände befreit waren, ihre Waffen wieder aus und besetzten auf neue die zerstörten Gefechtsstände. Während der 80 Stunden dauernden Abwehrkämpfe wurden 21 bolschewistische Panzerkampfwagen durch Panzerabwehrkanonen, Artillerie- und Panzervernichtungstrüppe zerstört. Als der Feind seine vergeblichen Angriffe aufgab, lagen 1500 gefallene Bolschewisten vor den Stellungen des deutschen Bataillons.

Der italienische Wehrmachtbericht

Rom, 29. September. Der italienische Wehrmachtbericht vom Dienstag hat folgenden Wortlaut:

An der ägyptischen Front besonders lebhaftes Artilleriefeuer im Nordabschnitt.

Unsere Kampfflugzeuge belegten in ausgedehnter nächtlicher Aktion die Eisenbahnstation von El Ghamman mit Bomben und Maschinengewehr-Feuer.

Der Gegner unternahm einen neuen Luftangriff auf Tobruk, bei dem ein von der Bodenabwehr getroffenes Flugzeug brennend abstürzte.

„Meisterstück der deutschen U-Boot-Waffe“

Die ersten Stimmen zu den neuen Schlägen im Atlantik

Rom, 29. September. Die neuen Erfolge der deutschen U-Boot-Waffe und insbesondere der siegreiche Angriff auf einen Geleitzug schneller Truppentransporter werden von den italienischen Zeitungen groß herausgehoben. „Popolo di Roma“ unterstreicht, daß die überragende Bedeutung der Versenkung der Truppentransporter sich ohne weiteres aus der Tatsache ergebe, daß die Schiffe etwa 13 000 Mann voll ausgerüsteter amerikanischer Truppen und große Mengen Material und Munition an Bord hatten. Daß für den Transport so große und rasche Schiffe benötigt wurden, beweise, daß sein Eintreffen in England im feindlichen Lager im Hinblick auf mögliche Initiativen als besonders dringlich angesehen wurde. Die deutschen U-Boote hätten damit einen großen Sieg errungen und England und den USA einen furchtbaren Schlag zugefügt.

Mailand, 29. September. Die Vernichtung von drei Atlantik-Transportern werde die Engländer und Amerikaner, wie „Corriere della Sera“ unterstreicht, besonders schwer treffen, da diese schnellen Dampfer nicht so leicht zu ersetzen seien. Der Schlag sei umso schwerer, als sich zahlreiche Truppen mit ihrer gesamten Ausrüstung an Bord befanden. Es handele sich um ein überaus kühnes Unternehmen, denn drei überaus große schnelle Dampfer aus einem Geleitzug zu vernichten, sei weitläufiger, als aus einem großen Geleitzug heraus Schiffe zu vernichten, dessen Tempo sich nach dem langsamsten Dampfer richten müsse. Vergebens versuchten Churchill, Eden, Cripps und die übrigen „Korpsphären“ der Feindagitation, wie „Popolo di Roma“ ausführt, mit Reden, Vorschlägen und Appellen den nachhaltigen Eindruck zu verwischen, den die Vernichtung der gemeinsamen Solidarität über die Siegesgewissheit der Staaten des Dreimächtepaktes allenthalben auslöste, während die britisch-amerikanischen Redner aber nichts weiter als leere Versprechungen zu bieten wüßten, habe Deutschland diese Siegesgewissheit erneut durch die Tat erhärtet und mit einem Meisterstück seiner U-Boot-Waffe aufgewartet, das für den Gegner dem Verlust einer Schlacht gleichkomme.

„Absolut keinen Kommentar abzugeben“

Stockholm, 29. September. Wie nicht anders zu erwarten war, wüchsen sich die Rooseveltischen Angelegenheiten unter dem furchtbaren Schlag, den deutsche U-Boote dem nordamerikanischen Truppentransport nach England bereitet haben. Das US-Marineministerium meinte auf Presseanfragen nach einem Dementi oder einer Bestätigung der deutschen Sondermeldung verlegen, es könne „absolut keinen Kommentar“ abgeben. Dem Vertreter Reuters erklärte der Sprecher des Ministeriums, die US-Marine befolge die „Politik, auf solche Behauptungen niemals zu antworten, und sie würde auch diesmal davon nicht abweichen.“

Der Führer sprach im Berliner Sport-Palast zu 12 000 Offizieren



Der Führer sprach am Montag auf einem Appell im Sportpalast zu 12 000 Offizieren und kurz vor ihrer Beförderung stehenden Offizieranwärtern des Heeres, der Kriegsmarine, der Luftwaffe und Junkern der Waffen-SS. Reichsmarschall Hermann Göring meldete dem Führer die zu ihren Fronttruppen zurückkehrenden jungen Soldaten.

In mitreißenden Worten gab der Führer den jungen Mannschaften einen Blick in die große deutsche Geschichte, die in dem gewaltigen Schicksalskampf unserer Tage ihre Krönung findet. Nach einem Hinweis auf die hohen Pflichten, die dem Offizier an der Spitze der ihm anvertrauten Soldaten in diesem Kampf obliegen, schloß der Führer seine Ansprache, indem er seiner unbedingten Siegesgewissheit und seinem felsenfesten Vertrauen in die überlegene Kampfkraft des deutschen Soldaten Ausdruck gab.

Der Reichsmarschall ließ den Appell ausklingen mit einem von den jungen Soldaten begeistert aufgenommenen Siegesheil auf den Führer. Unser Bild: Der Führer begrüßt bei seiner Ankunft im Sportpalast Generalfeldmarschall Keitel, Generalfeldmarschall Milch und Reichsführer SS Himmler.

Presse-Hoffmann

Betrogene Betrüger

Von unserer Berliner Schriftleitung

W.G. Berlin, 29. September. Auf die Frage, ob Billie in Moskau wegen des Versagens der zweiten Front eine Abkühlung in den Gefühlen gegen England und die Vereinigten Staaten bemerkt habe, antwortete Billie zunächst mit offensichtlichem Umschweifen. Der Kern seiner Rede war: „In den Augen der Sowjetunion ist die geleistete Hilfe sehr gering. Demzufolge bemerkt man ein wachsendes Gefühl der Ungebuld, beinahe Enttäuschung. Diese Lage kann noch geändert werden. Dazu aber genügen nicht leere Worte, sondern Taten, anderenfalls könnte die Lage ernst werden.“ Lieber die Unterhaltung mit Stalin stellte Billie fest, daß in allen Gesprächen nur eine Frage vorübergeht, auch in den Scherzen Stalins, fügte er, zweifellos nicht ohne Bitterkeit, hinzu. Und die Agentur United Press ergänzt, man könnte sich leicht denken, welche Frage damit gemeint sei. Diesen unerfreulichen Teil seiner Antwort auf die Frage des Verhältnisses zwischen Amerika und der Sowjetunion verbrämte Billie mit einer schwungvollen Phrase und sagte u. a.: Die Sowjetunion bezieht viel Vertrauen zu dem Rüstungspotential der Vereinigten Staaten.

Das möchte Herr Billie wohl gern, aber sicherlich sind die Bolschewisten in dieser Hinsicht etwas realistischer als die Engländer. Auch will er eine „kulturelle Ähnlichkeit“ zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion bemerkt haben.

Das hören wir gern! Wir sagten es ja immer schon. Welche Verwirrung die Frage der zweiten Front und das Verhältnis zum Krim in Washington politisch kreiert hat, beweist ein Artikel in „Harpers Magazine“ mit der Überschrift „Das russische Rätsel“. Der Verfasser, der übrigens den verhängnisvollen Namen Chamberlain trägt, gibt darin offen zu, daß Stalin den „schönen Phrasen der Atlantik-Charta“ nur zugestimmt habe, um über seine Schwierigkeiten hinwegzukommen.

Man muß also fragen: Wer eigentlich wen betrogen hat, wenn die zweite Front nicht errichtet wird? Der Aufsatz in „Harpers Magazine“ ist der Meinung, daß Stalin einen abholten imperialistischen Krieg führe, und daß die Idee eines Koalitionskrieges gegen Hitler ihm völlig gleichgültig sei. Deshalb habe er sich auch den Plänen für eine neue Weltordnung gegenüber immer sehr schweigsam verhalten.

Der Artikelschreiber ist naiv. Die Moskauer Pläne für die neue Weltordnung liegen fest, darüber redet man nicht, sondern handelt, wenn die Zeit reif ist. Der amerikanische Artikel glaubt auch nicht, daß Stalin seinen früheren außenpolitischen Isolationskurs wesentlich geändert habe. Ueberhaupt steht der Artikel den alliierten Plänen der neuen Weltordnung höchst skeptisch gegenüber. Er bezeichnet sie mehrfach als Propaganda der Atlantik-Charta. Es sei unrealistisch, nicht zu erkennen, daß alle diese Abmachungen zum großen Teil das Produkt einer äußersten Krise des Krieges sind, sagt er mit verblüffender Offenheit, damit also britische Außenpolitik betreibend. Wenn man die Dominien-Völker brauche, verspreche man ihnen für die Zeit nach dem Krieg die Freiheit. Ist der Sieg aber einmal errungen, so hat das unterjochte Volk ja keine Sanftmütigkeit mehr, um seine Freiheitsforderungen durchzusetzen.

Was den wechselseitigen Betrug zwischen England-Amerika einerseits und der Sowjetunion

*
Berliner Börse. Die Aktienmärkte wurden auch am Dienstag bei der Eröffnung durch ruhige Haltung gekennzeichnet. Die Kursveränderungen hielten sich bei Festsetzung der ersten Notierungen in engen Grenzen. Am Montanmarkt stiegen Vereinigte Stahlwerke und Buderus je um 0.25 und Stolberger Zink um 0.87 v. H. Hoesch gaben um 0.25 v. H.

Die Schwebebahn

Von Erich Pfaffner-Bell

Man hatte über den See, der zwischen den sanften Ufern wie ein riesiger Fluß sich breitete, eine Schwebebahn gebaut. Die Schlangen, sehr hohen Stahlstützen, zwischen denen die Trassen sich spannten, waren bis zur Plattform mit Bahnen besetzt. Legte man, um nach oben zu gehen, den Kopf in den Nacken, kam bald ein schwindelerregendes Pochen und Brausen in die Schläfen, so himmelhoch ragte das Eisengerüst der Masten, von denen jeder wie ein halbiertes Eiffelturm aus- sah.

Die Sonne schien. Ein leiser Wind ging, Fahnen und Wimpeln knatterten. Die Menschen gingen weiter unter dem blauen, offenen Himmel. Musik ertönte, eine Gruppe junger Mädchen und Männer sang die Melodie mit, es klang schwach und flüchtig. Der Glanz des Nachmittags lag funkelnd und sprühend auf den Tüpfeln und den samtigen Kissen aus Stiefmütterchen.

Urs ging langsam durch die schönen Stunden. Wie dieser Tag, so hatte auch er seinen besten Augenblick. Er war zufrieden. Er trug ein paar Silberarmbänder in der Hosentasche, und in seiner Tasche lag sogar ein kleiner Geldschein. Urs trieb mit vielen Menschen dahin, durch die Sonne und den Blumenduft. Die Luft von den Bergen und die Brise vom See mischten sich zärtlich. Städtische Menschen und Menschen vom Land.

Urs setzte sich an einem der Hauptwege nieder. Entlang umfah die kleine Ausstellungsbahn einen dichten Schwarm von Menschen, der neugierig bei einem Losverkäufer stand. Kinder liefen und jubelten. Alle waren hier sorglos wie diese Kinder. Jetzt sah Urs eine Frau vorübergehen. Im Gedränge erblinnte er nur Kopf und Schultern und das Profil mit der kleinen, schön gebogenen Nase. Am Hut schillerte eine Vogelschwinge, wie am flachen Helm des Hermes.

Er hatte die Fremde schnell eingeholt. Sie ging allein, langsam, sicheren Schrittes. Sie betrat die Terrasse eines Kaffeehauses am Weg, das mit dem gedämpften, stillen Licht unter selbem Sonnensegel die Gäste lud. Auch Urs trat ein. Er setzte sich so, daß er die Frau halb vom Rücken her sah. Sein Blick umfah die rötlichbraunen Haare, vermerkte die wohlgeformten Ohren, den Schwung dunkler Wimpern, die schattend über den blauen Wangen zu liegen schienen. Er glaubte seine Blicke unmerklich. Als die Fremde aufstand und Urs eilig bezahlte, merkte er, daß der Kaffee hier teuer gewesen war, ihm blieb nur der Geldschein in der Hosentasche.

Der Menschenstrom nahm sie wieder auf und trieb sie dahin. Er spürte sie an die Anlegestelle eines Dampfers. Im Gedränge kamen sie nahe beieinander zu stehen. Die Ausgehenden schoben die wartenden einige Schritte zurück. Urs spürte, daß seine Schulter die der Frau berührte. Ein paar Herzschläge lang standen sie so. Er dachte: was soll ich sagen? Etwas, was nicht banal und albern ist. Er suchte vergeblich nach Worten.

Barbara sah, ohne daß er es merkte, zu ihm hin. Sie hatte längst gespürt, wie er ihr gefolgt war. Sie fand seine Stirn kühn, seinen Mund hübsch, aber ein wenig zu weich, das Kinn hingegen kräftig und die Nase fein. Er dürfte etwas sagen, dachte sie, irgendein kleines unverbindliches Wort, ich würde nicht abweichen und höhnisch lächeln, ich würde ihn nicht übersehen.

Aber er sagte nichts. Sie ging weiter, einem stilleren Teil der Ausstellung zu, der einem alten Park gleich. Trauerbuchen stießen ihr junges Grün auf das moosige Gras rieseln. Vögel sangen, und es roch nach feuchter Erde. Die Frau ging immer noch vor ihm her. Urs sah die Schenkel an ihren

schlanken Gelenken spielen und bewunderte das Gleichmaß ihres Schreitens.

Barbara war Schauspielerin. Heute früh hatte sie ihren Vertrag gemacht. Sie kannte niemand in der Stadt, sie hätte sich gefreut, mit jemandem sprechen zu können, nicht mit irgendwem, aber wohl mit dem jungen Menschen, der ihr folgte.

In der Luft war das harte Rauschen der Schwebebahn, auch hier blieb es hörbar. Sie ist eine Dame, sagte Urs zu sich, sie wird einen Parkwächter bitten, sie vor meinen Belästigungen zu schützen, wenn ich sie anspreche. Oder, wenn sie mir überhaupt zuhört, werde ich sie einladen müssen. Sie wird am See im weißschimmernden Hotel essen wollen, wo reiche Männer im Fortgehen dem Portier gelassen einen Schein in die Hand drücken, der dem in meiner Tasche entspricht.

Ich würde ihn bitten, mit mir von hier fortzugehen, dachte die Schauspielerin. Irgendwo in der Nähe würden wir ein Gasthaus für Fischer und Weinbergbauern finden. Er könnte mein Gast sein, seit heute morgen habe ich so viel Geld. Es ist doch viel wichtiger, sich auf zu unterhalten und die Einsamkeit zu verschleichen, als Geld zu haben.

Urs hatte sich endlich ein paar Worte zurechtgelegt, als aus einem Seitenweg ein Herr mit besten Camaschen und einem gelben Mohrtuch auf die Fremde zutrat und sie drohend begrüßte. Sie lächelte schon, erdrückt und ein wenig verlegt. Urs ging an beiden vorbei. Er empfing einen Blick voller Herzlichkeit: ein klein wenig Schelmerei war in den großen braunen Augen, die ihn zutraulich ansahen, während die Stirne sich in ein paar traurig erkannte Überfalten legte. „Meine Minna!“, hörte Urs den Lauten und Buntigen sagen.

Nach einer Stunde hatte Urs die Fremde im Trübel, in den Hallen und Musterhäusern noch nicht wiedergefunden. Sie ging inzwischen ruhig an der Seite des Mannes, der ihr Theaterdirektor war. Sie suchte den jungen Menschen und hörte nur halb, was der andere ihr sagte.

Als Urs von dem eiligen List auf die höchste Plattform der Schwebebahn emporgerissen wurde — ein junges Mädchen mit weißer Seglermütze und blauen Hosen steuerte das Gefährt — hatte

die Schauspielerin bereits die Ueberfahrt einmal gemacht und schickte sich gerade an, die Rückreise durch die Luft anzutreten. Die Gondel, in der Urs stand, stolte schwanend auf das Stahlseil hinaus, ruckte einige Male und furrte dann sanft dahin. Kleine Boote rauchten die Haut des Sees drunten zu Wellen auf, irrtend lag ein riesiger Gelflekt auf dem klaren Wasser. Man sah weit bis zu den Bergen, auf denen noch Schnee leuchtete. Das Fahren in der Schwebebahn war maßvoller, idyllischer, als das Fliegen, aber es hatte doch etwas von einem Traum. Nun kam die Gegen Gondel herbei. Alle sahen hinüber, und die von drüben blinzelten her. Als die beiden rotlackierten Kästchen auf gleicher Höhe waren, erkannte Urs drüben die Fremde. Er warf die Hände in die Höhe und winkte. Sie winkte zurück. Hoch über dem See hatten sie sich endlich getroffen, wortlos begrüßt und schon wieder verloren.

Urs fuhr mit dem List nach unten. Er konnte nicht wissen, daß diejenige, die der Bunte und Rarmende „Meine Minna“ gerufen, mit einem sehr fadenförmigen Grund folglich die Gondel wieder besetzen hatte und zu jenem Ufer eilte, auf dessen Boden Urs gerade den Fuß setzte, die Ausstellung zu verlassen.

Es wurde ein einsamer, ein trauriger Abend. Nicht viel später aber, als das Theater seine Fest- und Sommerspielzeit eröffnete, sah Urs aus dem Dunkel des Zuschauerraumes im hellen Bühnenlicht das Fräulein von Barnhelm. Fast hätte er mit dem Bunten und Lauten laut „Minna!“ gerufen.

Daß sie Barbara mit Vornamen hieß, sagte ihm bald der Theaterjettel. Und vieles sagte ihm die Schauspielerin später selbst.

Man hatte über den See, der zwischen den sanften Ufern eingebettet lag, eine Schwebebahn gebaut. Sie schnurrt und brausete hoch über den Kluten dahin. In der Mitte der schwindigen Wegekreise begegneten sich die roten Kästchen, sie fuhren ungerührt, mechanisch und seelenlos mit ihrer Fracht aneinander vorbei. Manchmal gab es ein freundliches Winken und Grüßen. Aber wohl keines war so voller Erquickung und Süßigkeit wie jenes, das Urs und Barbara an jenem Nachmittag miteinander verband, da beide meinten, es sei ihr letztes Grüßen gewesen.

bleibt mit dem des großen Hallenser Freudebringers unlöslich verbunden.

Zwei Solisten hatten die gleichen Kosten bezogen wie voriges Jahr. Eva Schleg war für die erkrankte Elisabeth Schwarzkopf eingesprungen und ließ ihren wundervoll weiträumigen, in Jubel und Schmerz gleich ausdrucksvollen Sopran der Rolle der „Schönheit“. Hugo Meyer-Welling als „Weltjüngling“ setzte sich mit seinem Tenor für eine, nach Handels Sinn, dem Heldischen verwandte Auffassung ein. Der kostbare Schiffs seiner Worte ist besonders rühmend wert. Eine sympathische Altistin lernte man in Johanna Blatter kennen. Ihre Stimme, bald wie eine tiefe Glode läutend, bald leidenschaftlich aufgebracht, gab der Partie der „Wahrheit“ unvergleichliche Gestalt. Hermann Wolffs („Vernunft“) Mezzosopran ist ein edles Schmied. Ihre Arien an die Schönheit (Nr. 17 und 45) waren in der Deutung groß angelegt und tief befeelt. Mit nachfolgendem Entzünden lautete man auch dem männlich-kräftigen Bass von aparter Färbung, den Hellmut Schwab an die Gestaltung des „Genius der Zeit“ mit hoher künstlerischer Auslegung legte.

Der Elberfelder Gesangsverein, der aus seinen Reihen mehrere Solistinnen (darunter Grifa Zenthe) stellte, der Wuppertaler Lehrer- und Gesangsverein und das Städtische Orchester (am Cembalo H. C. Gluck, Continuo C. Grote) boten künstlerische Leistungen ganz großen Stils und für jede Kritik unangreifbar. Kritik muß vielmehr das freilich entzückte Publikum hinnehmen, das zuerst bei dem über alle Begriffe hinreichenden Raadchor mit den stürmischen Terzen (Nr. 24) und später noch oft entzogen jedem Brauch „bei offener Szene“ applaudierte. So stürzte das für die ausübenden Künstler auch sein mag — halten wir es diesmal dem überfüllten Herzen zugute, das einfach nicht anders konnte, als bei den zahllosen Höhepunkten und natürlich am Schluß erst recht das Gefühlsventil zu lodern.

Dr. Ludwig Lindner.

Der Führer hat dem ordentlichen Professor Geh. Medizinrat Dr. med. Oswald Bumke in München aus Anlaß der Vollendung seines 65. Lebensjahres, dem Dichter Dr. Max Dreher in Göttingen aus Anlaß der Vollendung seines 80. Lebensjahres in Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Schrifttum, dem Annamaler Prof. Karl Ridel in Köln aus Anlaß seiner künstlerischen Verdienste und dem Hauptkonservator i. R. Prof. Dr. Paul Reinecke in München aus Anlaß der Vollendung seines 70. Lebensjahres in Würdigung seiner Verdienste um die vorgelegte Geschichte der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Ehrend Augustin Wibelts. Der westfälische Dichter Augustin Wibelts, der in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag feiert, hat mit seinen Romanen „Trübe Mühle“ und „Die Kirschen“ bleibende Werte literarischer Kunst geschaffen. Wibelts war ein in Göttingen aufgewachsener Dichter, der seinen Lebensabend auf dem elterlichen Hofe in Vorhelm verlebte, die Gedichte des Provinzialverbundes Westfalen und des Westfälischen Heimatbundes.

Prof. Wilhelm Wanderscheidt. In Plan in Westfalen, seiner Vaterstadt, hat im Alter von 70 Jahren Prof. Wilhelm Wanderscheidt, der von 1905 bis 1925 durch seine Monumentalplastiken bekannt geworden ist, in seiner engeren Heimat Westfalen und viele seiner Schöpfungen zu finden. Sein letztes Werk, der „Sammer-schwinge“ ist in Plan in der Großen Deutschen Kunstausstellung ausgestellt.

Eugen Quaglio gestorben. Der Rektor der deutschen Bühnenbildner, Professor Eugen Quaglio, der im April in geistiger und körperlicher Blüte sein 85. Lebensjahr vollenden konnte, ist in Berlin gestorben. Er war ein Sohn der berühmten Künstlerfamilie Quaglio. Sein Vater, der Bühnenbildner, war ein Schüler Timotheos. Der Vater des Verstorbenen, Angelo Quaglio, schuf die Dekorations- und Bühnenarchitektur, die die Theater von Richard Wagner. Von 1891 bis 1923 war Professor Eugen Quaglio Leiter der Dekorations-Malerei der beiden ehemals königlichen und heutigen Staatstheater in Berlin.

Städtischer Konzertverein

Sieg der Zeit und der Wahrheit

Allegorisches Oratorium von G. Fr. Händel

Das allegorische Oratorium „Sieg der Zeit und der Wahrheit“ von Georg Friedrich Händel ruhte fast 200 Jahre vergessen in den Notenarchiven, als es 1935 durch Fritz Lehmann als musikalische Einrichtung nach der Originalpartitur in Göttingen zu neuem Leben erweckt wurde. Nach der eindrucksvollen Aufführung im November 1941 in Elberfeld ist unsere damals geäußerte Anregung nicht ungehört verhallt, das Werk mit seinen herrlich bewegten Chören von kontemplativer und aktiver Haltung, mit seinem Handlungsdreieck der Solistinnen und dem durchsichtigen klaren Orchesterparten häufiger auf das Konzertprogramm zu setzen. Es erlangt gestern im Saale der Konföria in Barmen als Sonderveranstaltung des Städtischen Konzertvereins anlässlich der Tagung des Chorfestes Wuppertal in leuchtender Schönheit, schadenfrei und erhebbend. Musikdirektor Fritz Lehmann beschränkt den echten Händelgeist, dessen Merkmale einmal die Entdeckung der Welt in der Musik mit den neu gewonnenen Fähigkeiten farbiger Charakteristik und zum anderen die kraftvolle Führung der Sicher zu Gott sind. Lehmann entwickelte diese beiden

Komponenten mit der gleichen Einfühlung in das tiefste Wesen unserer Klassiker, mit der er etwa die Sicherheit des In-Gott-Trustens und den abstrakten Bau der Oratorien J. S. Bachs zu deuten versteht. Den von Händel erfundenen Konzertsaal verbandelt die Dirigierkunst Lehmanns in ein unübertreffliches Theater, von dem aus der „Trionfo di tempo“ — wie der italienische Titel des Werkes 1708 lautete — mit einer kraftgeladenen Lebensfreude und mit dramatischen Handlungen zum kämpferischen Siegesdrehen aufruft. Hinter den zu machtvoller Steigerung fortgeführten Leistungen des Chores und den sich zuspitzenden Auseinandersetzungen der Solisten merkte man förmlich die Hand eines inzierenden Spielers. Hinter dem zu letzter Mächtigkeitsleistung aller Instrumente und dynamischem Schwung auferufenen Orchester spürte man beglückt den Einsatz eines Dirigenten und Musikführers, der — wie Kinder es für die Architekturstadt — den Deutschen Barock der Musik als eigenschöpferischen Wert unverrückbar in die monumentale Kunst eingestuft hat. Da war denn auch seiner, der Lehmann für diesen männlichen Rolanddienst nicht gedankt hätte. Sein Name



(17. Fortsetzung)

„Doch zunächst“, fuhr er fort, „müssen Sie mir sagen, wie Sie überhaupt darauf gekommen sind, ausgerechnet mich auf's Korn zu nehmen. Das ist doch eine ganz ausgefallene Idee. Glauben Sie, daß es irgendeinen Leser in Deutschland interessiert?“ — er unterbrach sich, um den vorüberfahrenden Kindern zuzuwinken — „etwas über mich zu erfahren? In meiner Heimat bin ich ganz unbekannt. Von den amerikanischen Journalisten verstehe ich es ja, daß sie etwas über mich wissen wollen. Drüben hatte ich einen gewissen Namen, drüben war ich als Maler bekannt, dann fiel meine Symphonie durch, und beschimpft haben sie mich wie die Wilden; das kann einen Künstler ja auch populär machen. Verzeihung, Sie machen ja ein unglückliches Gesicht, als hätte ich Ihnen lauter unangenehme Dinge gesagt — Sie sind ja ganz perfökt. ... na, Gott sei Dank, jetzt lächeln Sie wieder.“

„Ich will es Ihnen erklären“, antwortete Dori, „warum ich gerade Sie interviewe. Ich höre hier in Tokio von Ihrer Symphonie, das interessiert mich, denn deutsche Künstler im Ausland.“

Er unterbrach sie: „Ich verstehe. Das Vaterland kümmert sich um den verlorenen Sohn. Sehr nett und sehr lobenswert von Ihnen, Fräulein Tilmann. Aber wollen wir uns nicht setzen?“ Sie setzten sich auf eine der Bänke, die herumstanden, und Urs fuhr fort: „Also, was wünschen Sie zu erfahren? Herkunft, Alter, Lebensziel, Neigungen? Gut. Wollen Sie sich's notieren?“

„Ja? Ich werde mich kurz fassen. 1903 in Hamburg geboren, Vater Schauspieler. Musikstudium in Berlin, später zur Malerei umgeschaltet. Dann New York. — Wie verdammt stink Sie stenographieren! Können Sie es später auch wirklich lesen? — Also weiter! In New York raufte Aufstiege, Porträtmaler der sogenannten großen Leute. Heirat mit einer Schauspielerin, baldige Scheidung. Darauf Weltreise und Entschluß, zur Musik zurückzukehren. Begann mit einer großen Arbeit, Komposition einer Symphonie. Nach Amerika zurückgekehrt, ließ ich das Ding in Philadelphia aufhängen. Das empörte Gelehrte der Leute klang mir noch jetzt in den Ohren. Schluß mit Amerika! Abermals große Reisen. Seit einigen Wochen in Japan. Ich bin begeistert von diesem Lande. Vor allen Dingen liebt man hier Musik, echte,

große Musik. Und deshalb möchte ich es mit meiner Musik versuchen, mit der Symphonie, die in Philadelphia durchfiel. Japanische Freunde bahnen mir den Weg.“

„Dank“, sagte Dori, „es ist Herr Yamada, der Ihnen hier behilflich ist, nicht wahr?“

„Das wissen Sie? Ein tüchtiges Mädchen! Hat sich also herumgeprochen.“

„Noch einige Fragen, Herr Bell. Ist es wahr?“

„Einen Moment, Fräulein Tilmann! Sie sollen die Kinder kennen lernen, kommen Sie! Der Zug der Miniaturbahn war zum Stehen gekommen. Bell ging mit Dori auf den Wagen zu, aus dem die beiden kleinen Japanerinnen herausbrangen. „Dorf ich bekanntmachen?“ fragte Bell, „das ist Junoto, sieben Jahre alt — und das ist Yoshiko, ein Jahr jünger. Sind sie nicht reizend? Ich bin ganz und gar in sie verliebt. Schreiben Sie: Edmund Bell ist ein Kinderfreund, das gefällt den Leuten.“ Seine lebenswichtige Ironie war entworfen. Die beiden Mädchen verneigten sich vor Dori, und sie streichelte ihnen die Wangen. Bell erkundigte sich bei den Kindern, ob sie noch einmal fahren möchten. Er sprach japanisch mit ihnen. Sie waren begeistert und stiegen reich wieder in den Wagen. Bell und Dori setzten sich zum zweitenmal auf die Bank. „Was wollen Sie sonst noch von mir wissen?“ lächelte Bell.

Und nun schlug Dori das Herz im Halse. Sollte sie wirklich jetzt schon auf ihr Ziel losgehen? Aber es mußte sein, sie sah keinen anderen Ausweg. „Herr Bell — waren Sie nicht schon einmal in Japan?“ Er stieg, sein Blick glitt über sie hin. „Ja“, antwortete er, „ich mehrere Male. Ich erzählte Ihnen von meiner Weltreise.“

„Was ich auch noch einmal hier.“

„Ungefähr vor einem Jahr, geht?“

Er lächelte nicht mehr, mit zusammengekniffenen Augen musterte er sie.

Sie begann von neuem: „Sie hielten sich damals an der Westküste auf, in der Nähe von Kishima. Es stimmt, nicht wahr? Und dann fuhren Sie weiter in die Sübsee, mit einem kleinen Dampfer. Der trug den Namen Saskia. Eigentümer war ein Holländer aus Java, er hieß Jan de Voer. In der Sübsee gab es einen peinlichen Zwischenfall: Herr de Voer verschwand von seinem Schiff, angeblich soll er ertrunken sein.“

Es war die Saskia-Affäre, von der man später in den Zeitungen las. ... So, jetzt war es heraus! Jetzt mußte alles seinen Lauf nehmen. Es kam darauf an, wie er reagierte. Sie erwiderte fest seinen Blick, in dem ein gleiches, unruhiges Licht lag. Er war sichtlich bestürzt, versuchte es aber zu verbergen.

„Merkwürdig“, antwortete er nach einer Weile, „woher haben Sie Ihre Kenntnisse? Woher wissen Sie, daß ich dabei war?“

„Ich habe es herausbekommen.“

„Ganz besonders tüchtig!“ Jetzt war seine Ironie von schneidender Schärfe. Sie fragte: „Ist es Ihnen unangenehm?“ — „Eigentlich ja.“ — „Sie sind aufrichtig.“ — „Bin's immer gewesen in meinem Leben, leider. Wollen Sie mir nicht endlich verraten, woher Sie das alles wissen?“ — „Das ist eine lange Geschichte.“ — „Die ich unbedingt kennenlernen muß.“

Sie schwieg. Ihr Blick schweifte ab und heftete sich auf eine junge Japanerin, die ein Kind an der Hand führte und eines auf dem Rücken trug. So versuchte sie, ihrer Erregung Herr zu werden. Sie begriff, wie schwer es war, mit Bell vorwärts zu kommen. Dann hörte sie wieder seine Stimme neben sich: „Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll. Alles das, was Sie mir da sagen, gefällt mir nicht. ... vor allen Dingen: wie Sie es sagen. Sie sind ja sonst eine ganz reizende junge Dame — sie gefallen mir auf den ersten Blick — und doch merke ich gleich, daß etwas mit Ihnen los ist. Sie sind gar nicht von der Presse. Alles Schwindel!“

„Erzählen, Herr Bell.“ — „Und warum dieses Mandör?“

„Um überhaupt erst einmal an Sie heranzukommen.“

„Um, nicht übel. ... also, was wünschen Sie von mir?“

„Ich vertrete die Interessen eines Mannes, dem Sie schweres Leid zufügten.“ Sie sah ihn immer noch nicht an, sie fürchtete sich vor seinen Augen. „Wie bitte“, rief er hervor, „ich hätte ... ich hätte einem Menschen ...? Davon weiß ich nichts. Warum nennen Sie nicht gleich den Namen? Sie betragen sich wie eine Kasse, die um den heißen Brei herumflehcht.“ — „Sie wissen genau, wen ich meine.“ — „Anscheinend reden Sie von der Saskia-Affäre. Aber da tappe ich selbst noch im Dunkeln. ... ich weiß gar nichts. Nur unangenehm ist es mir, daß ich dabei war, das will ich Ihnen gern gestehen. Heraus mit der Sprache: wem habe ich Unrecht getan?“ In diesem Augenblick hielt die Miniaturbahn abermals vor ihnen, und die Kinder stürzten auf sie zu.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag“, sagte Bell, „ich bringe jetzt die kleinen Mädel nach Hause, und Sie kommen gleich mit. Wir können dann alles in Ruhe besprechen. Wollen Sie?“ Dori war einverstanden.

Worte, aber noch zögerte er. Es schien ihm so sinnlos. Er wollte ja nichts von ihr, er wollte alles oder erriete es. Und nur der eine Wunsch befehlte ihn: sich endlich ganz von ihr zu lösen.

Dann begann er, zögernd und stotternd, mit leiser Stimme, durch die seine Erregung hindurchklang: Sein Weg, so sagte er, habe ihn wieder einmal nach Japan geführt, und ganz zufällig habe er dabei von ihrer Anwesenheit in dieser Gegend und in diesem Hause gehört. Er hatte es für richtig, eine letzte Aussprache herbeizuführen. Sie müsse begreifen, daß mancherlei zwischen ihnen klärstellen sei.

Sie antwortete ihm mit ihrer weichen dunklen Stimme, während ihr Blick zu den Wippen der hohen Bäume hinüberflog, die die Waldblichtung begrenzen. Sie sei, sagte sie, davon überzeugt, daß er seine Kenntnisse durch Hartter erhalten habe.

Er bestätigte es ihr.

Sie entgegnete ihm, daß sie seinen Besuch für zwecklos halte. Sie wisse genau, er könne ihr nichts verzeihen. Niemand würde ihr verzeihen, denn ihre Handlungsweise sei unangenehm gewesen. Andererseits wäre sie nicht in der Lage, irgendwelche Entschuldigungen vorzubringen. Die tiefsten Ursachen und Motive könne sie einfach nicht erklären. Sie wandte sich ihm jetzt zu, und sie blickte ihn an mit ihren dunkelglänzenden Augen. Ihre Stimme hob sich und bekam einen lebenden, leidenschaftlichen Klang. Sie bitte ihn, fuhr sie fort, seinen Besuch abbrechen und wieder fortzureisen, sie könne ihm nicht helfen, es sei unmöglich. Die Klarstellung, die er fordere, müsse sie ihm abschlagen. Dann schwieg sie. Doch ihre Tat durch nichts zu beschönigen werde seinen Widerstand.

„Manja“, sagte Jürgen fest, „einige Fragen muß ich mir wenigstens beantworten, damit ich mir so ungefähr ein Bild machen kann. Erst jetzt habe ich davon erfahren, daß du mit Edmund Bell dein Leben teilst, daß dieser alte Fremde mich auf so unerhörte Weise hinterging. Ich muß unbedingt wissen, wie das alles zustandkam.“

Sie suchte zusammen, wie unter einem Schlag. Sie war maßlos erstaunt. „Bell“, rief sie hervor, „er teilt doch nicht mein Leben? Wie kommt es nur darauf? Das ist doch ... er hinterging dich doch nicht ... wie kannst du glauben ... Es ist unmöglich, was du sagst.“

„Zeit wann kennst du ihn schon?“ — „Das weißt du doch, Jürgen?“ — „Eben nicht.“ — „Durch dich lernte ich ihn kennen.“ — „In Hamburg?“ — „Ja, in Hamburg.“ — „Manja, das ist eine glatte Lüge.“ — „Habe ich dich jemals belogen? Nein, ich tat es nie. Und weil ich vor dir nicht lügen konnte, deshalb bin ich ja auch von dir gegangen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Vernichtung der amerikanischen Truppentransporter

Von unserer Berliner Schriftleitung

BRE. die an sich schon stattliche Septemberquote noch weiter angestiegen.

Berlin, 28. September. Zu der Versenkung von drei großen britischen Transportdampfern im mittleren Nordatlantik durch deutsche Unterseeboote teilt das Oberkommando der Wehrmacht noch mit:

Der im Jahre 20.000 B.H.T. große Dampfer „Miceron of India“, der erst 1929 vom Stapel gelaufen war, wurde, im Gegenatz zu den beiden übrigen Schiffen, am Tage angegriffen und in kurzer Zeit zum Sinken gebracht. Die 17.702 B.H.T. große „Meina del Pacifico“, ein schönes, im Frieden schwerwichtiges Passagierschiff der Pacific Steam Navigation Company in Liverpool, wurde in der Nacht durch Torpedos getroffen. Das Schiff hatte außer Truppen auch erhebliche Mengen Munition und Kriegsmaterial an Bord. Die Munitionskammer des Schiffes detonierte, die Folgen waren furchtbar: Das 168 Meter lange Schiff wurde buchstäblich auseinandergerissen. Es zerfiel unter einer riesigen, grell leuchtenden Schiffslamme, deren Schein das Meer in weitem Umkreis taghell erleuchtete. Auch die 11.660 B.H.T. große „Derbyshire“, die erst im Jahre 1936 in Dienst gestellt wurde, also zu den modernsten Jahrgangsschiffen der britischen Handelsflotte zählte, wurde in der Nacht durch Torpedos getroffen und sank.

Die jetzt im mittleren Nordatlantik verjunkten britischen Passagierdampfer besaßen Einrichtungen, um rund 13 000 Mann nebst Waffen und Gerät sowie weitere erhebliche Mengen Kriegs-

Die mislungenen britischen Unternehmungen in Nordafrika

Rom, 28. September. In einem zusammenfassenden Bericht über das misglückte englische Landungsabenteuer in Nordafrika und die gescheiterten Angriffe auf die Feste Gialo gibt ein Sonderberichterstatter der Stefani einige interessante Einzelheiten bekannt.

Der großmuthige Plan General Alexanders galt der Zerstörung Tobruts und Bengasis sowie der Eroberung Sialos. Neben dem durch Landungscommandos und einer durch die Hüfte entstandenen Kolonne unternommenen Hauptangriff gegen Tobrut versuchte das englische Obercommando auch einen Heberall auf die Gegend von Bengasi. Diese Aktion sollte von über 60 leichten „See“ Panzern (neuer Typ eines fast bewaffneten Kleinpanzers mit zwei Mann Besatzung) durchgeführt werden. Nach einem zweifelhafteu Luftangriff auf Bengasi tauchten plötzlich einige dieser Kleinpitzer vor einer feindlichen Abwehrstellung auf, zogen sich aber, vom Feuer der Italiener vertrieben, in Richtung auf die Straßenkreuzung von Solut zurück, wo sie ebenfalls einen heißen Empfang erhielten, der sieben der Panzer außer Gefecht

material und Munition zu befördern. Die deutschen U-Boote haben dafür gesorgt, daß diese Truppen England nicht mehr erreichen und auch keine Gelegenheit haben werden, den Plan einer „Zweiten Front“ in Europa verwirklichen zu helfen.

Madrid, 28. September. Der britische Rückzugs-

General Maxwell, der Oberbefehlshaber in Indien, erklärte am Sonntag in Neu-Dehli u. a., seit dem Verlust Burmas habe er sich mit Plänen zur Wiedereroberung beschäftigt, denn in strategischer Beziehung sei Burma im Kriege gegen Japan eines der wichtigsten Gebiete. Es sei nötig, um mit den Chinesen Fühlung aufnehmen zu können und als Basis für den Angriff auf Japan selbst (?). „Natürlich besaße ich mich eingehend mit der Frage der Wiedereroberung Burmas, aber“, so gab er schließlich zu, „es ist, glaube

Berlin, 28. September. Nach den beim Ober-

kommando der Wehrmacht vorliegenden Meldungen unternahm der Feind zahlreiche gewaltsame Erkundungen oder kleinere Landungsversuche gegen das von den deutschen Truppen besetzte Rewa-Alfer. Um trotz dieser vergeblichen Angriffsunternehmungen einen Erfolg und damit eine Entlastung an anderen Kampfabschnitten zu erzwingen, traten die Bolschewiken am 26. September zu ihrem bisher größten Ueberlegungsunternehmen über die Rewa an. Der Feind glaubte, im Morgenebel, der durch Nebelabschüsse noch verstärkt wurde, eine ausreißende Tarnung für seinen Angriff zu besitzen. Seine Absichten wurden jedoch rechtzeitig

ich ein schwieriges Problem.“ Entschuldigend meinte er, er befände sich immer am Ende der Nachschublinie, und Hommels Vorstoß nach Aegypten sowie die Bedrohung des Kanals hätten ihn sehr zurückgeworfen. Der größte Kampf in diesem Jahr, so mußte auch Wavell in diesem Zusammenhang zugeben, sei der Kampf um den Schiffsraum. „Japan“, so fuhr der Britengeneral fort, „hat uns überascht, da wir annahmen, daß die Japaner nach etwas mehr orthodoxen Richtlinien ausgebildet waren, und daß sie nicht imstande sein würden, so schnell oder mit so leichter Ausrüstung vorzugehen.“ Die Frage sei, was die Japaner nun tun werden. Er glaube nicht, daß sie im Augenblick etwas Großes unternehmen werden. Nach diesen prophetischen Eräutern meinte General Wavell abschließend, daß er mit der Lage in Indien „zufrieden“ sei, obgleich — und diese Feststellung erbt seine Bescheidenheit — „die Unruhen gewisse Auswirkungen auf die Kriegsanstrengungen nach sich ziehen“.

erkannt und die aus mehreren hundert Sturm- und Landungsbooten bestehenden Verbände unter wirksames Feuer genommen.

Durch Masseneinsatz von Booten, Bässen und Menschen konnten die Bolschewiki zwar zum Teil das Kiewa-Ufer erreichen, doch wurden sie auf denumpften und waldigen Uferstreifen in harten Kämpfen aufrieben oder gefangenommen. Gleichzeitig zerlitten Artillerie und Bomben der deutschen Kampffluzeuge über 300 der feindlichen Sturm- und Landungsboote. Mehrere hundert Gefangene und zahlreiche Waffen fielen in deutsche Hand. Die Verlustzahlen der Bolschewiki sind weiterhin im Steigen.

Bei der Abwehr bolschewistischer Gegenstöße ließ sich das Lado-ga-fes vernichtete die Luftwaffe, die zur Unterstützung der deutschen Kampftruppen in die Erdämpfe eingriff, mehrere Panzerkampflugzeuge und Geschütze. Durch weitere Angriffe deutscher Kampfflugzeuge wurden am Bolchoi und südostwärts des Almeses feindliche Vereinstellungen zertrümmert. Deutsche Jäger schossen über dem nördlichen Abschnitt der Ostfront 14 feindliche Flugzeuge ab.

Auch im mittleren Abschnitt der Ostfront waren die deutschen Truppen am 26. September bei örtlichen Vorstößen und bei Abwehrkämpfen erfolgreich. Im Zuge eines Angriffsunternehmens führte deutsche Infanterie ein feindliches Stellungssystem, das in Anlehnung an mehrere Ostbatterien angelegt war. Nach erbitterten Kämpfen fielen mehrere Truppenteile der Bolschewisten in deutsche Hand. Am Vortage gewonnene Höhenstellungen wurden von verprengten Bolschewiken gesäubert und gegen alle feindlichen Gegenangriffe gehalten.

Im Raum von Rischew unternahmen die Bolschewisten mit etwa 100 Banzern und starken Infanteriekräften einen östlichen Marßversuch, der von schweren Feuerüberfällen vorbereitet und von Schlachtsliegern unterstützt wurde. Im Verlauf der Abwehrkämpfe vernichteten Volkstreff der deutschen Kampfflugzeuge mehrere feindliche Panzerkampfwagen und schwere Geschütze.
